

30.09.1901

Stadttheater: Oper.

**Der Bajazzo,**

Oper in 2 Akten von Ruggiero Leoncavallo.

**Der Postillon von Lonjumeau,**

komische Oper in 3 Akten von Adolf de Leuven und Lion

Levy Brunswick.

Ein etwas ausgiebiger Opernabend war das gestern: fünf ausgewachsene Akte. Bei ausländischen Werken ist das „ganz was anderes“, ein deutscher Meister darf sich nicht unterfangen, die Aufmerksamkeit vier Stunden für ein Werk in Anspruch nehmen zu wollen. Was es mit dem dialogisierten Zeitungsausschnitt von Leoncavallo künstlerisch für ein Bewandnis hat, darüber habe ich mich schon des öfteren mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgelassen. Die Erfindung ist noch gerade so dürftig, ausgesuchtem und am Kreuzweg-Trivium-Gefundenen kaleidoskopisch gemischt, die Mache und Instrumentation noch gerade so roh und faustdick gespachtelt, die Form noch ebenso unbeholfen. Es ist unfaßbar, wie es möglich war, daß sogar ernsthafte Männer von einer Befruchtung des italienischen Dilettanten durch – Wagner reden konnten. Gröblicher ist wohl Wagners Wollen und Wirken niemals mißverstanden worden.

Das Werk erlebte gestern eine gute und lebensvolle Aufführung. Herrn Bassermanns Canio ist ja als eine seiner Glanzleistungen bekannt; sie verfehlte auch gestern ihre erschütternde Wirkung nicht, zumal der Künstler auch gesanglich einen besonders guten Abend hatte. In seinem Lied am Schlusse des Aktes – die formelle Inkompetenz des Komponisten läßt es überhaupt nur zu liedmäßigen Formgebilden kommen – erzielte Bassermann mit dem Ausdruck verzweiflungsvollen Hohnes eine besonders herzerreißende Wirkung, und die schlichte Größe und aller Theatralik ferne Lebensechtheit in der Schlußszene wird man so leicht nicht vergessen: das ist wirklich bedeutende Schauspielkunst und daß man die auf der Opernbühne selten erlebt, ist eine der traurigsten Wahrheiten in unseren heutigen Opernzuständen. Um so freudiger muß man es begrüßen, daß wir in unserem heurigen Opernensemble noch einen zweiten Künstler besitzen, der darstellerisch Herrn Bassermann nicht viel nachgiebt; Herr von Ulmann erweist sich von Abend zu Abend mehr als die wertvollste der Neuacquisitionen. Man hat auch bei ihm den Eindruck des denkenden Künstlers oder nein – dies brächte eine Nüance des Verstandesmäßigen, des Gemachten in den Ausdruck und gäbe so ein falsches Bild seines Könnens – man hat die Empfindung des künstlerisch intuitiven Gestaltens, und das ist für seine Wirkungen, wie für die Bassermanns, das Bedeutsame. Herr von Ulmann steht für seine geistvollen darstellerischen Intentionen eine außerordentlich fein differenzierte Technik des Mienen- und Geberdenspiels zu Gebote. Gesanglich waren der Prolog und das Lied an Nedda „Ich weiß ja“ besonders schöne Leistungen, in denen der Sänger trotz der schon mehrfach hervorgehobenen Mängel durch schöne *messa di voce* – „Spinnen“ des Tones – wirkte. Darstellerisch war das zu Canio gesprochene „Vertrauet nur“ ein Höhenpunkt. Der Gesichtsausdruck erinnerte hier an den ausgezeichneten Marinelli des Herrn Jänicke. Ein tüchtiger, gesanglich vortrefflicher Beppo war Herr Reichel. Als Silvio verabschiedete sich Herr Justitz nach leider nur kurzem Wirken. Seine Darstellung war diesmal voll Leben und Temperament. An der Aussprache darf die reine Vokalisation und der Wille zur Deutlichkeit lobend anerkannt werden. Das gutturale „r“ ist natürlich nach wie vor unmöglich, und gesanglich muß der junge Sänger ein neues Fundament legen. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie junge, talentvolle und intelligente Kräfte – und zu diesen gehört Herr Justitz zweifellos – durch unzulänglichen Unterricht ins Unglück kommen. Ich bin überzeugt, der junge Sänger glaubt, eine Mordsstimme zu haben und hält es für Dummheit oder bösen Willen, wenn man die Stimme für klein und unzulänglich erklärt. Hoffentlich wird er bald sich überzeugen, daß er in einem verhängnisvollen Irrtum befangen war, eine Einsicht, die allerdings meist erst dann kommt, wenn der Kardinalfehler beseitigt ist. Im Interesse, des Sängers, der jetzt von uns gehen muß und vielleicht einer ungewissen Zukunft entgegenseht, muß ich das noch etwas näher erläutern, auf die Gefahr hin, meine Leser mit der Wiederholung schon öfter gesagter Dinge zu langweilen. Das an sich bildungsfähige und wahrscheinlich schöne Material sitzt noch ganz hinten im Rachen, es kann nicht frei aus dem Munde heraus, sondern verfängt sich im Gaumen. Der Sänger selbst hört nun seinen Ton und hört ihn sehr kräftig und metallisch. Das kommt daher: er vernimmt ihn nicht vermittels des äußeren Ohres und Gehörweges, sondern sein Gehörnerv nimmt zunächst die Schallwellen wahr, die auf dem inneren Weg, nämlich durch die

„Ohrtrompete“, die eustachische Röhre zu ihm dringen. In dem Augenblick, wo es der Sänger dahin bringt, seinen Ton ganz und restlos von den Lippen abzuschneiden, wo er also den richtigen Ansatz findet, wird er selbst seine Stimme viel kleiner finden als vorher, aber der Hörer wird die entgegengesetzte Beobachtung machen. Herr Justitz wird dann zum ersten Male seinen eigenen Ton auf normalem Wege, nämlich mit dem äußeren Ohr hören. Bis zu Erreichung dieses Zieles, von der die ganze Zukunft des begabten Novizen abhängt, dürfte Herr Justitz nichts als Tonstudien, ganz simple Uebungen singen, und keinen Takt mit Text. Erreichbar ist das Ziel vielleicht innerhalb weniger Wochen.

Von sogenannter „wohlwollender“ Beurteilung, die nach dem Grundsatz verfährt „Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß!“ hat der Künstler gar nichts, denn sie ist nichtssagend. Heilsam und belehrend kann nur eine Kritik sein, die keine andere Rücksicht kennt, als die auf die Sache. Leider wird eine persönlich rücksichtslose Kritik meist verkannt und für „persönlich gehässig“, „unsachlich“ oder Gott weiß, was, gehalten. Ich würde mich freuen, wenn zur nächsten Spielzeit Herr Justitz, dann völlig ein anderer, wieder zu uns zurückkehren würde. Nach Beseitigung der jetzigen Uebelstände würde er zweifellos eine wertvolle Acquisition für uns bedeuten. Unter der guten darstellerischen Gesamtleistung schien sogar Frl. Hanig inspiriert zu werden, denn sie spielte mit einem Temperament, dessen man sonst nicht bei ihr froh sein kann; gesanglich machte sie vieles reizend. Blumen wurden ihr diesmal nicht zu teil. Der „Postillon von Lonjumeau“ ging in der schon im Vorjahre bewährten Besetzung in Szene und der erste Aufzug nahm einen glänzenden Verlauf. Fräulein Rollan bot als Madeleine eine Glanzleistung, Herr Plücker tobte sich zwischen dem hohen *a* und *d* herum, daß es eine Freude war; die *missa di voce* auf dem hohen *d* war ganz ausgezeichnet, überhaupt beherrscht dieser Sänger seine Register mit wohlthuender Sicherheit. Unschön war sein Schleifen bei der schönen *E-dur*-Kantilene „Welche Qual“ im Duett mit dem Marquis. Das Postillonlied sang Herr Plücker mit gewohnter Bravour und Verve und mußte, wie gewöhnlich, die Schlußstrophe wiederholen – oder vielmehr zugeben. – Die Fuge im ersten Finale klang diesmal sehr schön. In der Romanze des zweiten Aktes scheint St. Phar in der Proszeniumsloge wieder Magdalene von Latour gesehen zu haben, wenigstens blieb er ebenso, wie in „Kastor und Pollux“, plötzlich stecken, zweimal sogar, und verdarb sich so das auch an dieser Stelle fast unausbleibliche *da capo*. Wenn unmittelbar darauf der Marquis singt: „Ich muß gestehen, das heißt gelungen! Recht wunderschön habt ihr gesungen“, so klang das gestern stark ironisch. Eine *crux* bei Herrn Plückers Darstellung des schlechten Kerls Chavelou-St. Phar ist die Duettkadenz in *F-dur* im zweiten Akt. In dieser zehntaktigen Koloratur entgleist er jedesmal in irgendwelche abenteuerlichen Tonarten. Man sollte ruhig von zwei Geigen die Kadenz unterstützen lassen, anstatt jedesmal von neuem das Unheil heraufzubeschwören.